



Intro/Impressum	5
Werkstattgeruch über Katzow	6
Das Phänomen Zeit	10
Aus dem Schubfach an die Wand	14
Hausen Sie noch, oder ...	18
1914/2014	20
Und Achtung - Kamera läuft	22
Skurrile Parabel	28
Das Spiel im Spiel	30
Lichtblick	33
Der Tod mag Wurst (gegrrrrrillt)	34
Shortcuts	38



Kulturpartner  BAYERN

 BAHN
Mittelfrankengau

 STADT
WÜRZBURG

Rembrandt — Richter

Meisterwerke
Grafische Sammlung des
Landesmuseums Oldenburg

12.7.
—
28.9.
2014

MUSEUM
IM KULTURSPICHER
WÜRZBURG

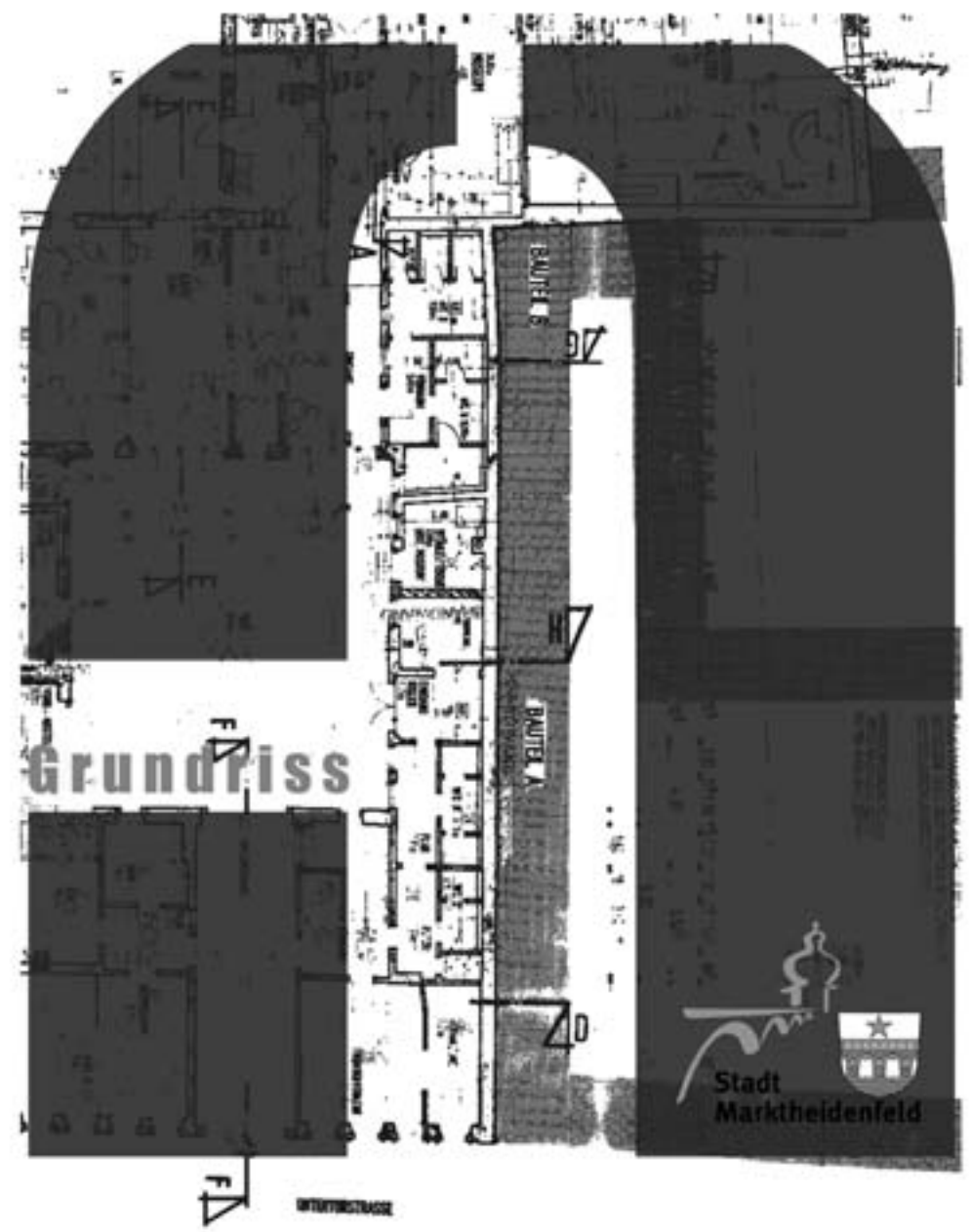
Mo geschlossen
Di 13-19 Uhr
Mi Fr Sa So 11-18 Uhr
Do 11-19 Uhr

Oskar-Laredo-Platz 1
97080 Würzburg
Telefon 0931 3 222 50
www.kulturspeicher.de

Museum im
Kultur s p e i c h e r
W ü r z b u r g

 Landesmuseum
für Kunst und
Kulturgeschichte
Oldenburg

Kunstpries 2014: der Stadt Marktheidenfeld



Ausschreibung erhältlich:
Stadt Marktheidenfeld, Luitpoldstraße 17, 97828 Marktheidenfeld
E-Mail: kunstpries@marktheidenfeld.de
oder www.marktheidenfeld.de

KUNST GEHT FREMD

8 MUSEEN
8 ORTE
8 GESCHICHTEN

1814-2014
200 JAHRE
UNTERFRANKEN
BEI BAYERN

29. Juli bis 5. Oktober 2014
www.kunst-geht-fremd.de

Mit freundlicher Unterstützung



Bezirk
Unterfranken

Juli/August 2014

5

Intro

So, es ist mal wieder soweit: Der kollektive Urlaubswahnsinn steht an. Während sich die Stadt leert und beschauliche Ruhe einkehrt, pressen sich andernorts halb- oder ganz nackte, bleiche, rot oder braungefärbte Wesen auf den letzten verbleibenden Sandflächen mit Meereszugang zusammen. Neben imposanten Hotelburgen entstehen kleinere aus Sand. Scharmützel gilt es um die letzten Sonnenschirme auszufechten. Manche leergeräumte 3-Zimmer-Wohnung findet mustergültig Platz im Steilwandzelt oder Motorhome.

Die Dame des Hauses entdeckt für ein paar Wochen wieder den Reiz des „anno dazumals“ und putzt und spült gerne täglich mit der Hand das, was ihre mitgereiste Horde hinterläßt, während „Mann“ auf eine Entdeckungsreise Richtung Bierkiosk aufbricht – „Mister Livingstone nehme ich an, auch ein Helles?“ – und die Kinder übermotiviert per Luftmatratze Richtung Übersee starten. Die schöne Zeit bricht an, zweifellos.

Auch uns hat dieses globale Gefühl des Herdentriebes erfaßt, doch möchten wir sie nicht in den wohlverdienten Urlaub entlassen, ohne Ihnen unsere neue Bademode-Kreation „Bullerbüx“ zu präsentieren.

Sittsam, ganz im Retro-Stil gehalten, aber erfrischend in Schnitt und Tragekomfort sind darin unsere männlichen Redaktionsmitglieder an jedem Strand ein echter Hingucker.



In diesem Sinne bis Mitte September
Die Redaktion

nummerfünfundneunzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** -
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 - 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] - V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Frank Kupke
[kup], Renate Freyeisen [frey], Eva-Suzanne
Bayer, Ulrich Karl Pfannschmidt, Falk von
Traubenberg.

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbstverantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe: Pantone 7502 C

Layout
Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:
€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:
€ 80 Viertelste 77,5 x 100
€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205
€ 30 Halbe quer 160 x 100
€ 200 Ganze Seite 186 x 246
€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala
€ 125 Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft
Förderverein Kurve e.V.
€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft
€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft
€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung



Werkstattgeruch über Katzow

Ein Besuch im größten Skulpturenpark Europas

Text und Fotos von Angelika Summa

*„Don Quichotte“ ist die größte Skulptur des Parks
und eine Gemeinschaftsarbeit von Thomas Radloff, Klaus Duschat und Roland Meyer*

Katzow? Nie gehört! Die Reaktion ist für Wessis normal. Die fahren lieber nach Sylt statt nach Usedom. Aber selbst Ossis schauen fragend. Lediglich Skulpturenfreunde aus Ost oder West dürften von dem kleinen Ort schon einmal gehört haben. Katzow ist eine kleine Gemeinde mit ca. 600 Einwohnern in Vorpommern-Greifswald. Die Backsteinkirche aus dem 13. Jahrhundert ist denkmalgeschützt und sehenswert. Und danach fährt man schnell nach Greifswald oder Wolgast durch, bis man rechts oder links der Bundesstraße 109 die ersten „Ausläufer“ des größten Skulpturenparks Europas wahrnimmt. Auf 20 ha freiem Gelände stehen weit über 100 Skulpturen von 91 Künstlerinnen und Künstlern aus Europa, Asien, Südamerika und den USA. Die meisten der Skulpturen sind aus gerostetem Stahl, tonnenschwer und bis zu 17 m hoch. Es gibt einen säulenbewehrten Eingang mit rechts und links geflügelten Wächtern oben drauf, eine „Vertrauenskasse“ – der Eintritt ist frei – und dann läuft man von Skulptur zu Skulptur. Die Ansammlung ist enorm, fast schon zuviel des Guten.

Dennoch: Diese massive Präsenz auf der grünen Wiese beeindruckt sehr, und wenn man den Blick in die Ferne schweifen lässt ist das ein imposanter Anblick. Beschleicht den Besucher bei so manchem Skulpturenpark, -weg, -garten das Gefühl, daß hier



„Zwei Gehirne sind besser als eins“ weiß der Amerikaner Tim Curtis

die ganze Familie mit Nettigkeiten bespaßt werden soll, bevor es zum Nachmittagskaffee gehen kann, so ist das hier anders. Da ist kein bunter Reigen, der Kurzweil anbietet und nur das. Spaß macht's hier auch, aber man erkennt auch mehr: Hier sind Bildhauer am Werk gewesen, keine Dekorateure, was bedeutet, daß Material, Verarbeitung und Aussage stimmen. Weil Stahl im Vordergrund steht, weht über diese grüne Wiese eine Art Geruch des Metalldüsters aus Feuer, Rauch, Hitze. Die Arbeitswelt also.

Genau gegenüber, auf der anderen Seite der Bundesstraße, stehen auf einem abgezaunten Gelände verrostete Eisenbahnwaggons. Geglückt ist die Aufstellung. „Zwei Gehirne sind besser als eins“ heißt die Skulptur aus Stahldraht und Stein des Amerikaners Tim Curtis auf einem kleinen Hügel. Das Gehirn, sprich Geweih, des Hirsches verwächst mit den Ästen der Bäume. Der Wind durchweht die Bäume ebenso wie die langen Haarkordeln der großen „Kolonie“, einem Gestänge aus Stahl und Holz von Emil Popow aus Bulgarien. Vor der Kunstscheune, einem Ort für Veranstaltungen, mit Werkstatt, Appartements, und einem Café, steht die massivste und gewichtigste Stahlskulptur, „Don Quichotte“, eine Gemeinschaftsarbeit von 2004 von Thomas Radeloff, Klaus Duschat und Roland Meyer.

Der Bildhauer Thomas Radeloff ist auch Initiator des



„Pforte der Wahrnehmung“ von David Lee Thompson

Skulpturenparks Katzow. 1991 fertigte er die ersten drei Skulpturen, 1993 erfolgte dann die Gründung des Vereins Skulpturenpark Katzow e.V., 1997 die Fertigung der Kulturscheune, 2013 fand der 20. Internationale Bildhauerworkshop im Skulpturenpark statt. Einer der ersten Teilnehmer der Workshops ist der Amerikaner David Lee Thompson mit seiner 1991 dort gefertigten „Pforte der Wahrnehmung“,

deren große Trichter in die Landschaft horchen. Der Deutsche Michael Hirscher ist mit einem „Mobile“ vertreten, dessen beide Flügel jede Windbewegung ausbalancieren.

Radeloff dürfte man auch als den Hausherrn des Skulpturenparks ansehen; seine Werkstatt ist dem Park angegliedert. ¶

Das Phänomen Zeit

Christoph Brech in der Kunsthalle Schweinfurt

Von Renate Freyisen

Wer den großen Raum der Kunsthalle Schweinfurt betritt, sieht sich sogleich konfrontiert im Halbdunkel mit einem VW-Käfer, genauer einem offenen Cabriolet mit eingeschalteten Scheinwerfern; es trägt verschiedene Kennzeichen, vorne und hinten, so „SW CB 1964“ und „M CB 1014“, und man hört dezente ältere Radiomusik. Und wer genauer hinschaut, erkennt im Inneren eine Art Navigationsgerät, auf dem in Abständen Ortsschilder aufleuchten.

Aha – etwas Symbolisches, denkt sich der Besucher und findet das Ganze zuerst etwas banal. Aber was hier gezeigt wird, hat einen tieferen Sinn. Es bedeutet eine Zeitreise des in Schweinfurt geborenen Künstlers Christoph Brech durch sein bisheriges 50-jähriges Leben. Jetzt lebt er in München, und die einzelnen Stationen seiner Lebensreise kann man am Navigationsgerät ablesen. Die unternimmt er mit Installationen, Videos, Film, Fotos und Objekt-Bildern; „It's about time“ heißt die Ausstellung in der Kunsthalle Schweinfurt, im KunstSalong und in der St. Johanniskirche.

Aber es geht dem Menschen Brech nicht nur um sich selbst – er ist nur die Ausgangsstation –, sondern allgemein um das Phänomen Zeit, um Vergehen und Vergänglichkeit, meist in extrem verlangsamten, ruhigen Sequenzen, in Überlagerungen, deutlich in den Videos, die oft begleitet werden von rätselhaften Tönen. Unbedingt zu empfehlen ist für das Verständnis der Audioguide. Es passiert nämlich oft praktisch nichts in Brechs unspektakulärem Gegenentwurf zu unserer schnelllebigen Zeit, und der Betrachter wird quasi hineingezogen in das gedehnte Tempo bei den ruhigen Wellen der irischen See in einer Filmsequenz, bei der Beobachtung des St. Lorenz-Stroms, immer vom selben Blickwinkel aus, im Winter und Gegenlicht mit Eisdampf, Eis, Wasser und einem Eisbrecher, beim Quartettspiel von vier Musikern des Ensembles „Quatuor Ebène“, wobei alle gleichzeitig zu sehen sind und die Töne sich überlappen, bei der Betrachtung des Abendhimmels über Rom mit einem Staren-Schwarm.

All dies lässt einen auch innerlich zur Ruhe kommen. Die Totenporträts in Email aus dem 19. Jahrhundert von einem Friedhof in Rom, die Brech entdeckt hat und nun, extrem vergrößert, sich langsam ineinander verschmelzen lässt, eindrucksvoll unterlegt mit wenigen Tönen, machen auf unsere Endlichkeit aufmerksam und wirken doch, paradoxerweise, nun seltsam lebendig. Dies weist, wie die Reihen von Lungen-Flügel-Aufnahmen vergangener Patienten aus der Schweinfurter Klinik, auf die Verbindung von Leben und Tod hin. Auch die Herkunft des Künstlers aus einer Arztfamilie kommt in einer Boden-Installation zum Tragen, wenn der sich langsam drehende Ohrensessel, von der Großmutter „repariert“ mit Pflastern, umgeben ist von medizinischen Fachbüchern des Großvaters. Ebenso erinnern die Ziffern einer Uhr, nun in einer Reihe nebeneinander angeordnet, sowohl an die Uhr des alten Schweinfurter Sachs-Bades, wo der junge Brech einst geschwommen ist, jetzt aber als 50-jähriger ausstellt, als auch generell an Anfang und Ende.

Weitere graphische Werke zeigen, wie Hören und Sehen als Bewegung zusammenhängen, wie Sein und Schein einen täuschen können, etwa beim Ahornblatt als Motiv und Material. Und auch die systematische Reihung von Buchstaben nach dem Alphabet, etwa bei einer Lichtinstallation oder auf einem Wandrelief, verwirren unsere Wahrnehmung, unsere Gewissheit. Besondere Beachtung jedoch verdienen die Fotos – die meisten davon im KunstSalong –; auch sie spielen mit unserer Wahrnehmung. Große, fast schwarze Bilder zeigen ungewöhnliche Ausschnitte aus dem Pantheon in Rom. Aus dem Dunkel heben sich durch die Sonne nur einzelne Architekturteile hervor; auf diesen stillen Bildern verschwindet alles Unwichtige, und die Lichterscheinung gemahnt an etwas Heiliges, an Ewigkeit, an etwas Ungreifbares.

Als einer der ganz wenigen Bevorzugten konnte Brech auch im Inneren des Vatikans fotografieren und erfaßte da mit dem Blick für außergewöhnliche Zusammenhänge nicht die optischen Attraktio-



Der Künstler Christoph Brech

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

nen, sondern z. B. Zustände vor, während und nach einem Empfang als seltsame, aber optisch reizvolle Arrangements, Treppen mit Schatten-Graphik, Leitern im Depot, Scraffiti auf der Sängerkanzel vor dem Jüngsten Gericht der Sixtina. Die Gleichzeitigkeit des Nichtgleichzeitigen übte da eine starke Anziehungskraft auf ihn aus. Der Kontrast von erhabener Architektur zu Banalem wie etwa einer „klassischen“ Arkadenreihe zu einer Mülltonne oder von Sinn täuschenden Spiegelungen beweist seinen Sinn auch für Skurriles, ebenso, wenn die

geschlossenen Sonnenschirme auf dem Campo dei Fiori als scheinbare Verdoppelungen der Rückansicht der Statue des Giordano Bruno auftauchen oder die Fassadenverhüllungen in ihren Grautönen wie absichtliche Korrespondenzen wirken zu den Farben der Steine. Und die sich überblendenden Gesichter des Sängers Wolfgang Koch in verschiedenen Opernrollen im Kontext zu den Grabplatten in der Kirche nehmen wiederum das Thema Zeit und Vergänglichkeit auf. Denn nichts ist beständig ... ¶

Bis 14. 9.



Begutachtung der Rauminstallation - das Publikum hat Zeit.

Aus dem Schubfach an die Wand

Graphik aus dem Landesmuseum Oldenburg im Würzburger Kulturspeicher

Von Eva-Suzanne Bayer



Foto: Sven Adeltide

Ernst Ludwig Kirchner, Mit Schilfwerfende Badende, 1910, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Oldenburg

Ein wenig führt der vollmundige Titel „Von Rembrandt bis Richter“, unter dem der Kulturspeicher Würzburg die Graphische Sammlung der Kunsthalle Oldenburg präsentiert, schon in die Irre. Suggestiert er doch, fast 400 Jahre Kunstgeschichte werde hier durchmessen und ein umfassender Blick über die Entwicklung graphischer Gestaltungsmöglichkeiten geboten. Das stimmt - zum Glück - nicht. Wollte man eine solche Aufgabe mit rund 120 Arbeiten stemmen, das Ergebnis wäre ein ziemliches Gemischtwarenangebot. Aussagearm durch Fülle. Doch Rembrandt und Richter sind nur die beiden zeitlichen (und publikumswirksamen) Pfeiler, auf denen eine gut gewichtete, auf die Kunstsituation Oldenburgs zugeschnittene

Brücke ruht. Mit ihren Schwerpunkten Italienzeichnungen der frühen Romantik, die Künstlergemeinschaft „Brücke“ und ihre Freunde und - deutlich sparsamer - die Kunst der zweiten Nachkriegszeit - ist diese Sammlung äußerst beachtlich.

Nach Rembrandt, dessen winzige Radierung „Die kleine Flucht nach Ägypten“, die kurz vor seiner Übersiedlung von Leiden nach Amsterdam entstand und im Kulturspeicher auf ochenblutroter Wand wie ein Solitär präsentiert wird, kommt für fast 150 Jahre gar nichts mehr. Gerhard Richters Farbserigraphie „Schweizer Alpen. Motiv B1“ (1969), Raum sprengend von der Ferne, flächig verzahnt aus der Nähe, dagegen wird begleitet von einer Farbradierung von Georg Baselitz aus seiner frühen „Jäger“-

Serie (1967), in der die Leichtigkeit der Linienführung mit der brutalen Thematik kontrastiert.

Graphiken führen in allen Sammlungen der Welt fast immer ein Dasein im Verborgenen. Der artspezifische Bildträger Papier ist äußerst lichtempfindlich, ebenso die häufig verwendeten Tinten, Aquarell- oder Deckfarben. Wird eine Graphik im abgedunkelten Raum eine Zeit lang gezeigt, muß sie sich oft monatelang erholen, bevor sie wieder selbst reduzierter Helligkeit ausgesetzt werden darf. Das führt dazu, daß Arbeiten auf Papier, obwohl zahlenmäßig den Gemälden weit überlegen, weniger bekannt, in Schubladen schlummern und oft - außer den wichtigsten Werken - in den Museen kaum inventarisiert und katalogisiert werden.

Unterstützt durch zusätzliche Fachkräfte machte man sich in Oldenburg vor einigen Jahren daran, den Bestand von ca. 10 000 Blatt zu sichten und

konnte nun einen Schatz von mehreren hundert Meisterblättern heben - Druckgraphik, Zeichnungen, Aquarelle und Gouachen - der nicht nur eine regional interessante Sammlungsgeschichte erzählt, sondern auch einzelne künstlerische Werdegänge komplettiert. Bevor Kunst-Perlen in ihrer Heimat gezeigt werden, gastieren sie nun im Kulturspeicher. Das verdankt man den guten Kontakten, die Henrike Holsing aus ihrer Zeit an der Bremer Kunsthalle nach Oldenburg hat.

Was Würzburger darüber hinaus freuen kann: Auch hier wurden nun Gelder bewilligt, um die hiesige Graphische Sammlung von ca. 20 000 Blatt (!!) zu erfassen, zu ordnen und zu fotografieren. Erst dadurch wird auch die mühsame und so notwendige Provenienzforschung der Arbeiten möglich. Um 1800 legte ein Oldenburger Großherzog den Grundstock zur Sammlung, indem er die Gemäl-



Zu Gast in Würzburg: Anna Heckötter hat in Oldenburg die Graphiken gesichtet und zusammengestellt. Foto: Achim Schollenberger

desammlung Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins (1751 - 1829) erwarb und den Künstler als ersten „Galerie-Inspektor“ anstellte. Tischbein, vor allem durch seine Genieverklärung „Goethe in der Campagna“ (Städelmuseum Frankfurt) bekannt, die den werdenden Dichturfürsten lässig zwischen Antikeresten lagernd zeigt, war aber vielschichtiger. Er phantasierte mit der Feder groteske Tierköpfe in Muschelformen, verwandelte Baumwurzeln in skurrile Mischwesen und kokettierte mit der „Schwarzen Romantik“ in einer beklemmenden aquarellierten Federzeichnung, in der der überlange Schatten eines vor einem Kamin stehenden Mannes den ganzen leeren Raum wie mit einer Angstklammer umkrallt. Melancholie und Vereinzelung pur, die ihr Pendant in Edvard Munchs „Pubertät (Nacht)“ (1902) finden. Breiten Raum nehmen die Feder-, Tusche- und Bleistiftzeichnungen der Italienschwärmer des beginnenden 19. Jahrhunderts ein, die bei der obligaten Reise in den Süden „heroische“ und beschauliche Landschaften, Architekturstudien oder auch frische Karikaturen mitbrachten. Auch Ludwig Philipp Strack (1761 - 1836) oder Ernst Willers (1803 - 1880) waren dem herzoglichen Hof verbunden. Erstaunlich aber nicht nur die außergewöhnliche Sorgfalt im kleinsten Detail, sondern die mitunter beachtliche Größe der Arbeiten.

Auch das ist ein wichtiges Fazit aus der Ausstellung: Wer sich unter Graphik bisher vornehmlich schwarz-weiß, kleinformatig und pusslig vorstellte, sieht sich hier auf dem Holzweg. Es gibt viel Farbe, beträchtliche Maßstäbe und überaus Großzügiges, fast Malerisches, auch Gestisches in der neuen Abteilung. Die beiden ausufernden Radierungen zweier römischer Triumphbögen von Giovanni Battista Piranesi (von 1771/73) dagegen sind zwar archäologisch und künstlerisch ganz interessant, fallen aber doch in der betont regional bezogenen Schau ziemlich aus dem Rahmen.

Außer einer berückenden Bleistiftzeichnung dreier Männerköpfe von Adolph von Menzel, entstanden 1890, als der Künstler die Malerei längst aufgegeben hatte und sich fast manisch der Graphik widmete, bleibt die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts seltsam still. Doch dann wieder ist eine ganze Koje mit Edvard Munch (1863 - 1944) bestückt, die in fünf Beispielen die Hauptthemen und -techniken Munchs belegen. Weil der von den „Brücke“-Künstlern verehrte Norweger wohl 30 000 Abzüge von rund 500 Graphiken zog, begegnet man ihm unumgänglich in fast jedem Graphikkonvolut. Auch hier sind solche Schlüsselwerke, wie „Pubertät“ (Radierung 1902),



August Macke, Modegeschäft am Hafen, 1914, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Oldenburg

„Loslösung“ (Kreidelithographie 1896), die damals skandalöse „Madonna“ (Farblitho 1895/1902) mit Spermienkranz und Embryo und die wunderbare Farblithographie „Weib mit roten Haaren und grünen Augen (Die Sünde)“ von 1901 zu sehen. Doch die Radierung „Vampyr“ (1894/1902) ist eine ungewöhnliche Fassung des späteren Kernthemas. Während die Frau sich in der bekannten Variante im Nacken des Mannes festsaugt, erhebt sie sich hier, schwarz geflügelt und mit geschlossenen Augen über einem

ausgemergelten Leichnam. Munchs Weg vom Symbolismus zur Psychologie im Geschlechterkampf wird deutlich.

Das wohl wichtigste Kapitel schlägt die Sammlung mit dem Expressionismus auf, besonders mit der Künstlervereinigung „Brücke“. 1907 verbrachten Erich Heckel (1883 - 1956) und Karl Schmidt-Rottluff (1884 - 1976) den Sommer im nahen Nordseebad Dangast am Jadebusen und experimentierten mit Holzschnitt, Lithographie und Radierung. Ein Jahr

später stellte man in den Räumen des Oldenburger Kunstvereins im Augusteum aus und fand in Wilhelm Onckens Kunsthandlung, die sich in einem alten Glockenturm, dem „Lappan“, befand, regionale Vertriebsmöglichkeiten. Diesen Turm wählte Schmidt-Rottluff zum Plakatmotiv - und nicht nur das, sondern auch der Holzstock, darüber hinaus auch noch rückseitig beschnitten, ist in der Ausstellung zu sehen. Auch eine vortrefflich gestaltete und für jedes passive Mitglied individuell mit Einband und Namenswidmung versehene Mappe liegt fast vollständig aus.

Früh fanden die Künstler der „Brücke“ Sammler im Oldenburgischen, die wiederum mit Schenkungen und Vermächtnissen „ihr“ Museum bedachten, das nach der Abdankung des Großherzogs 1919 als „Landesmuseum Oldenburg“ gegründet wurde. Der langjährige Direktor Walter Müller-Wulckow (1886 - 1964) engagierte sich schon früh mit Ausstellungen, Vorträgen und Veranstaltungen für Ausdruckstanz für zeitgenössische Kunst und sorgte für frischen Wind in der Sammlung. So kam wirklich Großartiges zusammen. Natürlich Max Pechstein (1881-1955), der seine Kollegen 1910 nach Dangast begleitete. Aber auch Wichtiges von Ernst Ludwig Kirchner, Emil Nolde (ein kaum bekanntes Aquarell „Selbstbildnis“ um 1915), zwei wunderbare Kreidezeichnungen von Otto Mueller, aber auch August Macke, noch nie Gesehenes von Oskar Schlemmer, Christian Rohlf, Otto Dix (seine Tochter Nele als jämmerlicher Säugling noch mit Nabelschnur), Bezeichnendes und Ungewöhnliches von Franz Radziwill. In der Neuen Abteilung imponiert besonders eine kleine Werkschau von Ernst Wilhelm Nay (1902 - 1968), die seinen Weg von der knappen Figuration über die ornamentale Aufspaltung der Gestalten bis zur reinen Komposition aus Kreisen verfolgen lässt. Vereinzelt von Emil Schumacher und Bernhard Schultze kommen hinzu.

Neben bekannten Namen gibt es auch einiges Neue zu entdecken: die hinreißend temperamentvolle Martel Schwichtenberg (1896 - 1945), die schon 1914 „Tanzende Frauen“ wie dynamisch-abstrakte Formzeichen übers zinnoberröte Blatt spannt. Heinrich Vogeler (1872-1942), weit weg von Jugendstil und Worpsswede als Kriegsbildzeichner an der Ostfront. Und den sonderlichen Georg Müller vom Siel (1865 - 1939), der dreißig Jahre lang in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen bei Oldenburg betreut wurde und Gouachen auf Transparentpapier schuf, die Manneskraft und Geometrie, Kosmos und Ornament verbinden. ¶

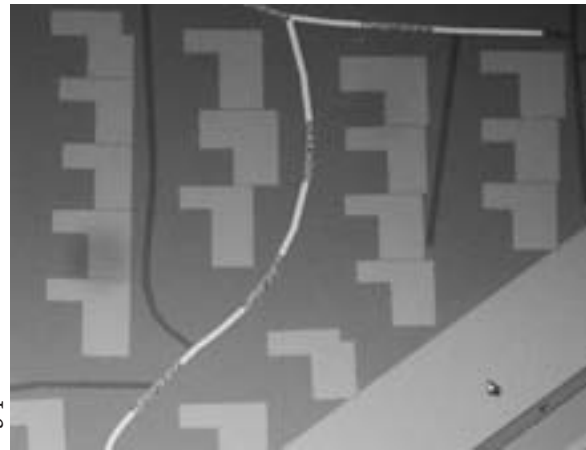
Bis 28. September.

Hausen Sie noch oder ...

Häuser und anderes - Gedanken zur Architektur, Teil 20

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Statt über Baukultur zu plaudern, wäre es angebracht, wieder einmal über Wohnbedürfnisse, Wohnqualitäten und Wohnwert nachzudenken. Die Frage, was wir brauchen, was wir wirklich brauchen, nicht was uns die Werbung als unentbehrlich einreden will, muß von Zeit zu Zeit gestellt werden. Architektur kann nicht im luftleeren Raum gedeihen, sie ist nicht ohne ihren Zweck und Nutzen zu denken. Ein Gebäude ist am Ende kein abstraktes Gebilde, nicht das Bild einer Idee oder einer Vision, jedenfalls nicht nur, sondern vor allem ein reales, greifbares Objekt. Das Gebäude hat einen Anspruch und eine Aufgabe zu erfüllen, die unmittelbar aus den menschlichen Bedürfnissen rühren.



Lageplan

Diese folgen den gesellschaftlichen Veränderungen, die wiederum auf die großen Leitideen einer Zeit, ihre wirtschaftlichen und technischen Spielräume reagieren. Sie ändern sich kontinuierlich, mal langsamer, mal schneller. Die Welt war nach dem 1. Weltkrieg eine andere. Die Architektur auch. Die Menschen ließen sich nicht mehr in enge, überfüllte Mietskasernen stopfen. Zugleich verschwand das Miethaus mit den riesigen Wohnungen und dem eigenem Treppenhaus nur für das Personal mitsamt dem Typ der Villa mit dem Souterrain für das Personal. Wohlstand und Vermögen waren dahingeschmolzen. Die Gesellschaft war republikanisch und egalitärer geworden. Auch heute stehen wir vor



Wohnweg

Herausforderungen. Der demographische Wandel, wenige Kinder, mehr alte Menschen, die Wende der Energieerzeugung, knapp werdende Ressourcen beginnen lieb gewordene Gewohnheiten an die Seite zu schieben. Das Zeitalter der grünen Witwen in Suburbia geht zu Ende. Die Menschen drängen zurück in die Städte. Die Zahl der Menschen, die sich über den Besitz eines Autos definieren, nimmt in den Großstädten ab, Carsharing-Modelle breiten sich aus. Derartige Veränderungen nehmen niemals alle Menschen gleichzeitig mit. Manche gehen voran, einige folgen, am Ende schleppt sich der Troß. Insgesamt entsteht ein Mosaik verschiedener Lebensentwürfe gleichzeitig nebeneinander. Ein Blick auf das Lieblingsmodell der Deutschen, das materialisierte Ideal des Bausparers, das freistehende Einfamilienhaus, nährt den Verdacht, der Typ schleiche seinem Untergang entgegen. Winzige, abgemagerte Grundstücke, von Carports, Stellplätzen und Garagen bedrängte Häuser. Geringe Freiflächen künden von der Unlust oder Unfähigkeit der Bewohner zur Gartenarbeit. Andererseits tauchen mancherorts in Städten grüne Piraten auf, die auf Brachen Blumen und Früchte anbauen. Der Wohnwert des konventionellen Einfamilienhauses wie die Wohnqualität des Viertels scheinen weniger zu befriedigen. Vermutlich kann man es nicht allen zugleich recht machen, zumal Bauland knapp ist.

Ein schwer lösbares Problem der Stadtplanung. Ein Blick auf das Gebiet der Lindleinsmühle in Würzburg könnte einen Hinweis auf die Lösung bieten. Hier finden sich Diversität der Baustruktur, ein breites Spektrum des Angebots an Haustypen, der Wechsel von öffentlichen und privaten Räumen hoher und höchster Qualität, Häuser mit Garten und solche ohne. Die Bewohner können wählen zwischen sehr geschützten, nach innen orientierten Haustypen und anderen mit mehr öffentlichem oder gar gemeinschaftlichem Grün.

Es muß am Ende der Sechzigerjahre einen Innovationsschub in Würzburg gegeben haben, der dies Gebiet entstehen ließ. Die Gemeinnützige Gesellschaft für Kleinwohnungen, heute in der Stadtbau aufgegangen, hat 22 Winkelhäuser an schmalen Wohnwegen aufgereiht, die auf kleinem Baugrund ein Maß an Wohnqualität bieten, von dem man nur träumen kann. Die Häuser, vom Architekten Heußner geplant, wurden nach Plan verkauft. Änderun-



Eingang

gen waren möglich. 157 Quadratmeter Wohnfläche auf 359 Quadratmetern Grundstück, keine nutzlose Abstandsfläche, dafür ein Hof, auf den alle Räume orientiert sind, ein großes, nicht gedecktes Zimmer, ein offener, nicht einsehbarer Lebensraum. Die Hanglage läßt sogar ein wenig Aussicht zu. Eingeschossig und ebenerdig sind sie altenfreundlich und sogar behindertengerecht.

Kommunikation ist möglich, wenn man will, vor der Haustür. Hinter ihr ist Privatheit angesagt. Innerhalb des Winkels war der Grundriß frei planbar, sogar eine Garage ist möglich. Jenen, die mit der Pflege von Haus und Grund keine Zeit verschwenden wollen, aber doch eine Neigung zum Einfamilienhaus nicht unterdrücken können, bietet ein großes Haus zweigeschossige Maisonettewohnungen an, die alle zwei Geschosse über einen



Laubengang/Maisonette

Laubengang erschlossen sind. Auch hier Kommunikation vor der Haustür, dahinter Privatheit. Der Komfort verzichtet auf Gartenarbeit, ein Aufzug erleichtert den Zugang für Alte und Behinderte.

Natürlich gibt es auch gewöhnliche Häuser mit Gärten in dem Quartier. Das alles überwölbende Markenzeichen des Quartiers ist die städtebauliche Qualität, die leider in den folgenden Jahrzehnten nicht mehr zu dieser Blüte gewachsen ist. Wenn die Stadtentwicklung von Finanzexperten gesteuert wird, denen der Verkauf von Grundstücken und ihr Preis das wichtigste Ziel ist, versinkt die Qualität im ökonomischen Orkus. Damit die städtebauliche Planung wieder zum langfristigen Nutzen der Bürger wirken kann, müssen erst die Geldwechsler aus dem Tempel gejagt werden. Erst dann kann sinnvolle Stadtentwicklung geleistet werden. Manchmal ist die Stimme aus der Vergangenheit viel näher an der Zukunft als man denkt. Hören wir auf Friedrich Karl Schinkel (1781 – 1841): „Überall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man etwas Neues schafft; Überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges, denn da weiß man etwas gewiß, also etwas, was schon da ist, wird nur gehandhabt, nur wiederholt angewendet. Dies ist schon eine halb tote Lebendigkeit. Überall da, wo man ungewiß ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönerem, welches dargestellt werden muß, da, wo man also sucht, da ist man wahrhaft lebendig.“ Eine lebendige Stadt wünschen wir uns, mit Mut zur Innovation. Das Hubland bietet die Chance dazu. ¶



1914/2014

Text und Foto: Achim Schollenberger

Nicht in einem Superheldenuniversum hat er sich abgespielt, sondern auf unserem Planeten. Der erste Weltkrieg ist ein für Comics nicht einfaches Thema. In Erlangen ist jedoch das Vorhaben geglückt, diesen Krieg, dem es heuer zu gedenken gilt, ins Blickfeld zu rücken. Der inhaltliche Schwerpunkt des 16. Internationalen Comic-Salons war die Rezeption des Ersten Weltkriegs im Comic und in der Zeichenkunst.

Die ambitionierte Idee der Veranstalter ist vom

Großteil der geschätzten 25 000 Besuchern sehr gut angenommen worden. Einer umfangreichen Präsentation des großen französischen Zeichners und Autors Jacques Tardi, der sich seit Jahrzehnten intensiv mit dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzt, wurde eine weitere Ausstellung gegenübergestellt, in der Arbeiten von Künstlern wie Gus Bofa oder Otto Dix gezeigt wurden, die den Ersten Weltkrieg selbst erlebt und in ihren Zeichnungen verarbeitet haben.

Ein heutiger Star der graphischen Literatur ist der

amerikanische Comic-Journalist Joe Sacco. Seine aktuelle Publikation, ein sieben Meter langes Leporello, das den ersten Tag der Schlacht an der Somme 1916

darstellt, erregte als 70 Meter breites Panorama auf dem Erlanger Schloßplatz große Aufmerksamkeit. ¶

Und Achtung - Kamera läuft

Franken als beliebte Filmkulisse -Teil 2

Von Frank Kupke

Hans-Jürgen Wunderlich kennt sich aus: „Es ist erstaunlich, was hier alles schon gedreht wurde“, sagt der Film-Experte und meint damit natürlich in erster Linie solche Streifen, die in seinem Wohnort Nürnberg und Umgebung gedreht wurden. Und diese reichen von den berühmtesten Leni-Riefenstahl-Filmen zum dritten und vierten Reichsparteitag der NSDAP aus den 30er Jahren bis hin zu jüngsten Produktionen wie etwa dem Film „Dreiviertelmond“ aus dem Jahr 2011 mit Elmar Wepper in der Hauptrolle. Von den seinerzeit technisch innovativen Propagandafilmen von Hitlers Lieblingsregisseurin Riefenstahl bis zur anrührenden deutsch-türkischen Geschichte aus der Jetztzeit – bei der übrigens der gebürtige Würzburger Christian Zübert (bekannt unter anderem durch den Kinderabenteuerverfilm „Der Schatz der weißen Falken“ von 2005) Regie führte und auch das Drehbuch schrieb – war es ein weiter Weg. Der Nürnberger Hans-Jürgen Wunderlich weist allerdings darauf hin, daß das Nürnberg-Bild, das die Riefenstahl-Filme transportieren, keine Erfindung des Nationalsozialismus war.

Internationale Aufmerksamkeit

„Nürnberg mit seinen Erkern, Gauben und Zinnen als Touristenmagnet entstand bereits in den 60er bis 80er Jahren des 19. Jahrhunderts“, erläutert der ehemalige Leiter jener Nürnberger cineastischen Institution, die heute als Filmhauskino bekannt ist. „Dieses leicht klischeehafte Bild von Nürnberg als des deutschen Reiches Schatzkästlein stammt bereits aus der Zeit um 1900“, so der frühere Mitarbeiter des Kulturreferats der Stadt Nürnberg weiter. „Die Nationalsozialisten griffen das nur auf.“ Aus dieser Zeit, genauer aus dem Jahr 1939, ist der Film „Das unsterbliche Herz“, der in Nürnberg gedreht wurde und der den Erfinder der Taschenuhr Peter Henlein heroisch in Szene setzt. Regie führte Veit Harlan, der ein Jahr nach seinem Nürnberger Film den antisemitischen Hetzfilm „Jud Süß“ drehte. (Die Stummfilmkomödie „Der Meister von Nürnberg“ von 1927 nach Motiven von Richard

Wagners Meistersingern spielt übrigens zwar in Nürnberg, wurde aber komplett in Berlin gedreht.) Nach zwölf Jahren lag das auf tausend Jahre angelegte Dritte Reich auch in Frankens großen Städten in Schutt und Asche. In den Ruinen von Nürnberg und Würzburg wurden Teile des Fred-Zinnemann-Films „Die Gezeichneten“ von 1948 gedreht. Einer der beim Publikum erfolgreichsten Filme, die damals in Nürnberg gedreht wurden, spielt ebenfalls in der Nachkriegszeit, nämlich „Das Urteil von Nürnberg“, der 1961 an Originalschauplätzen – vor allem im Hauptschauplatz der Nürnberger Prozesse, dem Schwurgerichtssaal 600 – gedreht wurde. Ein gewaltiges US-Staraufgebot sorgte für die gewünschte Aufmerksamkeit. Der junge Maximilian Schell erhielt für seine Darstellung des deutschen Verteidigers Hans Rolfe einen Oscar. „Das Urteil von Nürnberg“ ist ein großer Film gewesen, erklärt Jürgen A. Brückner von der Kinemathek Coburg, der sich insbesondere mit Streifen aus seiner oberfränkischen Heimat bestens auskennt und so feine Unterschiede kennt wie den, daß der Farbfilm „Das kleine Hofkonzert“ in der Regie von Paul Verhoeven von 1944 zumindest teilweise in Coburg gedreht wurde, während das beim Douglas-Sierk-Schwarzweißfilm „Das Hofkonzert“ nicht der Fall war (obwohl beide dieselbe Schauspielvorlage hatten). Grundsätzlich ist es nach seiner Einschätzung und nach der von regionalen Experten „schwierig zu sagen, welche drei oder vier in Franken gedrehten Filme am bedeutendsten waren“.

Weit über 60 Kinofilme sind in den vergangenen Jahrzehnten in Franken gedreht worden. Und wer nachfragt, erhält von den Franken vor Ort gerne und bereitwillig Informationen über Filme, die im Heimatort ganz oder teilweise entstanden. Freilich, wer die Region Franken mit seinen idyllischen Flußläufen von Regnitz, Pegnitz und Main, seinen sanften Mittelgebirgserhebungen sowie seinen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtansichten als Filmkulisse würdigen will, kann niemals Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit erheben. Doch immerhin waren einige der in Franken gedrehten Zelluloidstreifen nicht nur internatio-



Spencer Tracy und Marlene Dietrich in „Das Urteil von Nürnberg“

Quelle: United Artists

nale Produktionen, sondern erreichten sogar internationale Aufmerksamkeit. Das war neben der Georg-Büchner-Adaption „Lenz“ von George Moore von 1971 und der Kaspar-Hauser-Verfilmung „Jeder für sich und Gott gegen alle“ von Werner Herzog aus dem Jahr 1974 vor allem die Kleist-Verfilmung „Die Marquise von O.“ durch Éric Rohmer von 1976.

Schach mit Otto Sander

Rainer Graf von Seckendorff-Aberdar, Hausherr des Blauen Schlosses von Oberzenn im Landkreis Neustadt-Aisch, erinnert sich noch gut daran, wie es war, als der französische Regisseur sich den Familiensitz des Grafen und das Zwillingsschloß nebendran, das Rote Schloß der anderen Familienlinie – derer von Seckendorff-Gutend –, als Drehort für die Litera-

turverfilmung auserkor. „Das Ganze hat ein halbes Jahr Vorbereitungszeit benötigt“, sagt Rainer Graf von Seckendorff-Aberdar. Éric Rohmer habe unbedingt in Franken drehen wollen, weil der Regisseur der Meinung gewesen sei, daß Kleist die berühmte Novelle um die unwissentlich schwanger gewordene Marquise in Würzburg geschrieben habe, sagt der Herr des Blauen Schlosses. Also habe sich Rohmer vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege eine Liste von rund 45 Orten zusammenstellen lassen, unter denen er sich schließlich für die Zwillingsschlösser von Oberzenn entschieden habe. Einige Leute von vor Ort seien als Komparsen in dem Film zu sehen. Die Lokalität habe sich vom Ambiente her für die Filmarbeiten als sehr passend erwiesen. Sogar das vorhandene Geschirr habe sich hervorragend für die historische Zeit geeignet, in der der



Aus dem aktuellen Film „Lauf Junge lauf“ von Pepe Danquart, gedreht im Freilandmuseum Bad Windsheim.

Foto: Hagen Keller

Film wie die Novelle spielt. Er selber, Rainer Graf von Seckendorff-Aberdar, habe allabendlich Schach mit Otto Sander gespielt, der den Bruder der Hauptprotagonistin (dargestellt von Edith Clever) spielte. Von Mai bis Juli 1975 sei im Blauen und im Roten Schloß gedreht worden. Und wie hat er Éric Rohmer erlebt? „Er war vor allem ein ganz feiner Mensch gewesen“, erinnert sich der Graf. „Ja, so würde ich das sagen – ein ausgesprochen feiner Mensch war er.“ Zum Abschluß der Dreharbeiten gab's ein Fest und ein Fußballspiel, bei dem das Filmteam die eine Mannschaft

stellte. Der örtliche Fußballverein stellte die andere. „Das Filmteam hat natürlich verloren“, erinnert sich von Seckendorff-Aberdar. Die Freude war groß, als der Film bei den Filmfestspielen von Cannes die Goldene Palme gewann.

Der Film ist dann rund um den Globus zu sehen gewesen. Das habe mitunter amüsante Aspekte hervorgebracht, erinnert sich der Hausherr. So wurde er beispielsweise von einer Bekannten aus New York angerufen, die ihm berichtete, sie habe gerade in den USA den Film gesehen, und es sei ja schon et-

was lustig, in den USA einen Film anzuschauen, in dem die Damen und Herren aus genau jenen Tassen trinken würden, die sie aus Oberzenn bestens kennen. Der Filmdreh sei in der Bevölkerung noch immer wohlbekannt, berichtet von Seckendorff-Aberdar. Und nachdem Éric Rohmer vor vier Jahren gestorben sei, habe man ihm zu Ehren den Film „Die Marquise von O.“ in Oberzenn extra nochmal gezeigt. Die Dreharbeiten zu der legendären Kleist-Verfilmung sind schon eine gewisse Zeit her.

Anders sieht es bei dem Film „Leo und Claire“ über

den NS-Justizmord an den im unterfränkischen Maßbach geborenen Leo Katzenberger (1873-1942) aus. Joseph Vilsmair drehte diesen dramatischen wie sensiblen Film 1999 unter anderem in Nürnberg. Mit Nürnberg als Filmstadt verbunden ist der derzeit bekannteste Nürnberger Schriftsteller Fitzgerald Kusz, der sich in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder als Drehbuchautor in Filmproduktionen eingebracht hat. So etwa bei „Himmelsheim“, einer Dorfkomödie von Regisseur Manfred Stelzer von 1988, und bei der großen Fernsehserie „Florian III“,

Der Meister von Nürnberg Quelle: Deutsches Filminstitut



Elke Sommer verkleidet Foto: Weissbach



Die Marquise von O. Foto: finest.film



Leo und Claire Quelle: ARD/Degeto



Hanni und Nanni Foto: © 2009 UFA Cinema



Dreiviertelmond Quelle: Majestic Filmverleih



Nicht zu vergessen: Das Sams von Paul Maar



Quelle: Universum.film



Quelle: Majestic Filmverleih

Der gebürtige Würzburger Christian Zübert und seine charmante Hauptdarstellerin Mercan Türkoglu aus „Dreiviertelmond“

die der Bayerische Rundfunks seit 1994 sendet. In beiden Produktionen spielt im übrigen die gebürtige Erlangerin Elke Sommer mit, erklärt der Ansbacher Reinhard Baran, der sich als „Filmfreak“ sieht und im Jahr 2000 eine 78-Minuten-Komödie mit dem Titel „Guten Morgen Papa“ auf 16-Millimeter drehte. Der ehemalige Ansbacher Standesbeamte Baran war mit dem erfolgreichen Unterhaltungsfilm-Regisseur Werner Jacobs (1909-1999) befreundet. Jacobs drehte unter anderem die „Heintje“-Filme von 1969 und 1970, er drehte aber auch in Bamberg 1973 „Das fliegende Klassenzimmer“ mit Joachim Fuchsberger und Heinz Reincke. In Bamberg wurden zudem die bisher drei Sams-Verfilmungen nach Paul Maar (von 2001, 2003 und 2012) gedreht. Ohnehin war die pittoreske unterfränkische Landschaft schon mehrfach Kulisse für phantasievoll-fabulierende Produktionen – von dem in Rothenburg o. d. Tauber gedrehten „Die Wunderwelt der Gebrüder Grimm“ von 1962 (mit dem vor kurzem verstor-

benen Karlheinz Böhm) bis zur Hanni-und-Nanni-Verfilmung von 2010, deren Internat-Szenen auf dem Faberschloß in Stein bei Nürnberg gedreht wurden. Doch so viel auch in Franken gedreht wird – es gibt ein Grundproblem. „Es gibt in Franken eigentlich keine größeren Filmproduktionsfirmen“, sagt der Ansbacher Filmkenner Reinhard Baran. „Die Firmen sitzen in München oder Berlin – und Berlin ist ja auch nicht so weit weg.“ Nichtsdestotrotz wird in Franken fleißig gefilmt. Ganz aktuell belegt das etwa das Filmdrama „Lauf Junge lauf“ (Regie: Pepe Danquart), der im November vergangenen Jahres Premiere hatte und in dem es um den Durchhaltewillen eines jüdischen polnischen Bubens während der NS-Zeit geht. Der Abschluß der Dreharbeiten war Ende Oktober 2012 im Fränkischen Freilandmuseum in Bad Windsheim. ¶

Skurrile Parabel

Strawinsky-Oper im Würzburger Mainfranken Theater

Von Renate Freyisen Fotos: Falk von Traubenberg

Der Untergang all dessen, was die westliche Welt an kulturellen und moralischen Werten vor und im 2. Weltkrieg verloren hat, wird gleichnishaft deutlich in Igor Strawinskys Oper „The Rake's Progress“ aus dem Jahr 1951. Eigentlich ist sie von der Handlung her ein Anachronismus, denn sie bezieht sich auf einen Stoff aus dem 18. Jahrhundert, den Strawinsky 1947 beim Besuch einer Ausstellung von William Hogarths gleichnamiger Kupferstich-Serie gesehen hat, versetzt das Ganze aber in seine Gegenwart.

Das Geschehen beschreibt, wie ein ungefestigter junger Mann, verführt von der Aussicht auf Reichtum und gesellschaftliches Ansehen und durch einen falschen Freiheitsbegriff geleitet, den man als hemmungslose Libertinage bezeichnen kann, immer mehr absteigt, schließlich in Wahnsinn verfällt und in einer Irrenanstalt landet. Sein einziger „Halt“, auf den er aber nichts gibt, ist seine treue Jugendliebe Anne, und am Ende seines Lebens, als er sich für Adonis hält, kann er sie immerhin noch als Vision der Venus anbeten. Als auch dieses Bild entschwindet, stirbt er. Doch eine „echte“ Moral, also eine Nutzenanwendung, verknüpft der Komponist zusammen mit seinen Textdichtern Wyan Hugh Auden und Chester Kallman in seiner Oper nicht, auch wenn am Ende verkündet wird: „Für Faule findet der Teufel immer eine Beschäftigung.“ Gesellschaftskritik findet hier eher verdeckt statt.

Und auch die Handlung selbst ist schwer einzuordnen mit ihren Motiven zwischen Märchen, Idylle, dem frühen 20. Jahrhundert, der Welt des Großstadtlusters und den Anspielungen auf antike Mythen. Dazu kommt, daß Strawinsky sich hier alter Muster im Musikalischen bedient; so gibt es einen strengen Aufbau in drei Akten, nach Nummern und Ensembles, Rezitative am Cembalo. Auch die Vorbilder, etwa die barocke Oper, Mozart oder Gounod, sind zu hören, allerdings nur als Erinnerung, sublimiert und eingebunden in Neues. Das macht ohne Zweifel einen Reiz dieses Werks aus. Regisseur Stefan Suschke gelang nun am Mainfranken Theater Würzburg eine in allem zwingende, sinnstiftende Umsetzung der Oper. Er versetzte sie einerseits in die Zeit unmittelbar nach dem 2. Welt-



Die Sopranistin Christina Graham

krieg, in der alles durch das Chaos der Zerstörung am Rande des Wahnsinns treibt: So blickt der Zuschauer schon zur Ouvertüre in ein etwas ramponiertes, überfülltes Irrenhaus mit altem Radio auf dem Kamin, aus dem dann, am Schluß, wie ein Kommentar aus der Ferne, die „Moral“ ertönt. Andererseits ließ er wie in einem träumerischen Rückblick des im Rollstuhl sitzenden Tom Rakewell all die Szenen Revue passieren, die ihn in den irrsinnigen Abgrund haben treiben lassen, ausgehend von der bewußten Abwendung aus der Geborgenheit des Landlebens, hinein in das ausschweifende Leben in London. Und dort ist im Hintergrund immer schon der Wahnsinn an den Figuren, die sich da bewegen, zu ahnen.

Die Bühne von Momme Röhrbein verwies von Anfang an auf das Ende; es ist ein Raum mit hohen Fenstern zu beiden Seiten eines Portals, einem Treppen-

aufgang in der Mitte mit Portikus und Säulen. Ganz schnell verwandelte er sich durch herabschwebende künstliche Blumen-Kulissen und Öffnung in einen Garten, mit roten Vorhängen in ein Bordell, dann mit Draperien in eine Villa, mit Gestrüpp und Nebel in einen Friedhof und eben in das Irrenhaus. Daß bei der seltsamen Hochzeit Toms auch ein Rolls Royce sichtbar wurde, war ein besonderer Gag. Außerdem hatte die dampfende Brotmaschine, durch die Tom angeblich reich, in Wirklichkeit aber bankrott wird, etwas von einem Hölleninstrument an sich. Auch der Edel-Kitsch bei der Versteigerung des Salons verwies optisch auf die Verirrungen der Gesellschaft. Verstärkt wurde dies noch durch die Kostüme von Angelika Rieck. Sie unterstrichen in ihrer grellbunten Vielfalt im Bordell das Übersteigerte, Überspitzte dieser irrealen Welt des ungehemmten Genusses und fanden sich dann, abgewandelt in Weiß, wieder im Aussehen der Irrenhaus-Insassen. Ein besonderer Hingucker war das aufreizend vulgäre sexy Kostüm der Puffmutter Goose und natürlich die bärtige Jahrmarktsattraktion Baba the Turk im rosa glitzernden Fummel, stark an Conchita Wurst erinnernd. Daß die Oper nicht moralinsauer daherkam, sondern unbestreitbar Unterhaltungswert besaß, dafür sorgte neben der lebendigen Inszenierung auch die musikalische Umsetzung.

Unter Enrico Calesso spielte das Philharmonische Orchester Würzburg in kleinerer Besetzung, wie es Strawinsky vorschreibt, mit feinem Gespür für die Intensität innerer Regungen, mit rhythmischer Präzision und klangschön; hervorzuheben sind die aus-

gezeichneten Bläser. Auch der Chor, einstudiert von Michael Clark, gefiel in Bewegung und homogenem Klang.

Eine ganz herausragende Leistung bot die amerikanische Sopranistin Christine Graham als Anne Trulove. In ihrem Rollendebüt bewältigte sie souverän mit ihrer hell-kraftigen, elanvollen, in den Höhen sehr klaren Stimme alle Klippen der Partie mit den vielen Sprüngen, und wenn sie im Anfang im Frühling als blondes, naives Mädchen im Blumenkleid, später, als Engel unter dem Rosenbogen schwebend, ihre selbstvergessene Liebe zu Tom besingt, dann spürte der Zuschauer auch aus ihrer Darstellung, daß dieses Glück nur ein Wunschtraum ist, mit Skepsis zu bewerten. Dieser Tom Rakewell wurde von Joshua Whitener sehr überzeugend zuerst als abenteuerlustiger, leichtsinniger junger Mann gegeben, dann als gelangweilter Beau und schließlich als mutloser, vergammelter Gescheiterter verkörpert; mit seinem schön timbrierten, strahlend sicheren Tenor beherrschte er auch alle dazu erforderlichen Ausdrucksnuancen. Seine dunkle Seite, sein Schatten ist Nick Shadow. Nicht nur in starrer Körperhaltung und Miene, auch in seinen beschwörenden Gesten vermittelte Johan F. Kirsten etwas Bedrohliches, geheimnisvoll Gefährliches, war so eine Art Zwitter zwischen Don Giovanni und Mephisto, ein Verführer zum Bösen, der schließlich auch, besiegt von der Liebe, rot beleuchtet, zur Hölle hinabfährt, aber am Schluß wieder als Arzt in der Irrenanstalt auftaucht. Mit seinem in jeder Lage wohlklingenden, fülligen Baßbariton unterstrich er diese zwielichtige Gestalt. Tom kann sich nie von ihm befreien; erst im Tod, als er und Anne, vereint im Dunkel, im Rollstuhl sitzen, scheint er erlöst. Da ist es zu spät.

Doch traurige Gedanken kamen eigentlich selten auf. Dagegen halfen schon die eher skurrilen Szenen, etwa wenn Barbara Schöller als Sexgebieterin Mother Goose auftritt, wenn, urkomisch und grotesk, Sonja Koppelhuber als rundum verschleierte Braut und dann bärtige Glitzerlady Baba the Turk mit ihrem dunklen, vollen Mezzosopran die Wut auf ihren Angetrauten rausließ, um ihn schließlich fortzujagen, denn sie will ja wieder ins Geschäft der Unterhaltungsbranche einsteigen. Besonderen Unterhaltungswert besaß auch die Versteigerungsszene mit Auktionator Sellem, wenn Paul McNamara als kleiner Napoleon die geschmacklosesten „Schnäppchen“ mit festem Tenor raffgierigen Interessenten anpreist. Das Premierenpublikum feierte lange und mit lautem Jubel einhellig diese hervorragende Inszenierung und die ausgezeichneten Sänger! ¶



Silke Evers und Joshua Whitener

Das Spiel im Spiel

Das Meininger Theater verknüpft den Bajazzo mit Cavalleria Rusticana

Von Renate Freyeisen

Normalerweise wird das zweiaktige Operndrama „Der Bajazzo“ von Ruggero Leoncavallo zusammen mit der ebenso dramatischen „Cavalleria Rusticana“ von Pietro Mascagni auf den Theaterbühnen verbunden. Das Meininger Theater aber verknüpft nun an einem Abend den „Bajazzo“ (auf Italienisch: „I Pagliacci“) mit dem heiteren Einakter „Gianni Schicchi“ von Giacomo Puccini. Warum nun gerade diese Kombination? Die Meininger erklären dies mit zwei Gründen: Es geht hier jeweils um „Spiel im Spiel“, und in beiden Fällen wendet sich einer der Protagonisten in einer Ansprache direkt ans Publikum, durchbricht also die Illusion des Theaters. Beide Stücke beziehen sich auch auf die *commedia dell'arte*, wobei im 2. Akt des „Bajazzo“ dezidiert eine solche Komödie vorgeführt wird, allerdings mit einem düsteren Ende – aus dem Spiel wird Ernst.

Das Theater Meiningen begann nun den Doppelabend mit der Oper Puccinis. Regisseur Ernö Weil glückte damit eine rundum geschlossene, stimmige, hintersinnige Komödie. Im schwarzen Ambiente von Daniel Dvorák mit dem Bett samt Vorhängen in der Mitte, erhellt nur durch viele Kerzen – es ist ja ein Sterbezimmer –, versammelt sich die habgierige Verwandtschaft des verblichenen Buoso Donati in Trauerkleidung (von Annette Mey) und vergießt Krokodilstränen. Bei der Verlesung des nach vielem Suchen gefundenen Testaments aber, durch das sie alle enterbt sind, fließen bittere Tränen der Enttäuschung und Empörung. Innerhalb der Familie ist lediglich der junge Rinuccio ein Lichtblick und deshalb bunt angezogen. Es handelt sich dabei aber nicht um eine Familie aus der Zeit von Dantes „Göttlicher Komödie“ – da kommt der Stoff her –, sondern um einen in sich zerstrittenen Clan aus unseren Tagen.

Das gab dem Ganzen zusätzliche Brisanz, zumal die Personen ganz individuell geführt und gezeichnet sind und so den komödiantischen Effekt verstärken. Gianni Schicchi, zuerst verachtet wegen seiner

armen Herkunft, dann aber von den „vornehmen“ Donatis als Retter in höchster Not akzeptiert, liefert, als der „echte“ Tote lieblos in einer Truhe verstaut ist, als vermeintlicher Buoso im Bett die von allen gewünschten testamentarischen Verfügungen vor dem eilends herbeigerufenen Notar. Nur bei den begehrten Liegenschaften vermachte Gianni alles – sich selber. Die Verwandtschaft kann da nur still mit den Zähnen knirschen, denn andernfalls flöge der ganze Schwindel auf, und die Bestrafung durch die Stadt Florenz träte ein, von der Gianni in seinem Warnliedchen singt. Genauso können sie nichts dagegen unternehmen, daß Rinuccio seine geliebte Lauretta, die Tochter Schicchis, heiraten darf, denn die ist jetzt reich. So kann sich zum Schluß, als die betrogenen Erben noch ein paar Gegenstände an sich raffen, ein Fensterlein auftun über dem Bett, und das amüsierte Publikum konnte das Liebepaar beim Austausch von Zärtlichkeiten beobachten. Schicchi aber trat mit Feuerlöscher und Riesenkerze an die Rampe und erklärte die Posse für beendet, sich selbst aber für nur bedingt schuldig, denn er habe Buosos Geld bestens angelegt und dabei das Publikum noch gut unterhalten.

Für den nach der Pause folgenden „Bajazzo“ jedoch galt letztere Aussage nicht in jeder Hinsicht. Denn Regisseur Ansgar Haag, für den eigentlich vorgesehenen Regisseur kurzfristig eingesprungen, versuchte hier eine nochmalige Steigerung des Prinzips „Spiel im Spiel“, versetzte das Geschehen aus dem Italien des 19. Jahrhunderts in unsere Zeit. Da will eine Theatertruppe von heute eben die Oper „Der Bajazzo“ aufführen, und die Beteiligten versammeln sich im 1. Akt zur Stellprobe, während anfangs noch Kinder vorne mit Bauklötzchen spielen.

Es sollte also Theater über Theater im Theater sein – etwas verwirrend. Ein Regisseur, der im Prolog dem Publikum das Vorhaben seiner Aufführung erläutert hat, war gleichzeitig im Stück auch der Sänger Tonio und später, im 2. Akt, der Diener Taddeo in der Komödie. Er mußte also ständig die Rollen wechseln.



Das Ensemble in Gianni Schicchi

Foto: Erhard Driesel

Schon das ist etwas mißlich, auch daß die Scheinwerferbatterie grell in den Zuschauerraum leuchtet und so die deutsche Übersetzung der italienischen Operntexte nicht mehr oder schwer lesbar ist, war ungeschickt.

Bühnenbildner Helge Ullmann begnügte sich im 1. Akt mit Stühlen und einem Klavier für die Probe; der Hintergrund im Halbrund war ein weißer Vorhang. Im 2. Akt aber blickte man ins 19. Jahrhundert und vergaß die Probensituation völlig; Dorfbewohner, von Annette Mey in dunkle Kleidung gesteckt, schauten auf Holzbänken einer Vorstellung von Komödianten zu. Das ist angeblich die Hauptprobe; aber durch die realistischen Zutaten, etwa den Hintergrund mit einer Gebirgslandschaft, inspiriert von den historischen Meininger Kulissen der Zeit des Theaterherzogs Georg II. und durch die herrlich

karikierenden *commedia-dell'arte*-Kostüme wirkte das alles sehr „echt“, nicht wie ein „Versuch“, zumal sich das Geschehen von der vorher nur angedeuteten Eifersuchtstragödie zwischen Nedda und Canio zum tödlichen Drama zwischen den Eheleuten zuspitzt. Und wenn sich dann wieder die grellen Scheinwerfer herabsenken zu den Schlußworten Tonios. „Die Komödie ist aus“, hat man, so scheint es, nicht an einer Probe teilgenommen, sondern eher an einem, wie es der Verismo wollte, schaurig effektvollen, realistischen Geschehen.

Gerade die als Illusion gekennzeichneten komödiantischen Szenen lockern auf, nehmen dem Ganzen den Ernst, etwa wenn Nedda als Colombine zum Fenster, einem transportablen Rahmen, hinausschaut, durch den dann später ihr Liebhaber Arlecchino hinaussteigt, auf der Flucht vor dem Bajazzo,



Foto: Erhard Driesel

Sonja Freitag als Nedda und Hee Shin als Tonio in Bajazzo

wenn er seiner Geliebten ein Huhn mitbringt, das sie auch gleich rupft, in einen „Ofen“ im Boden versenkt und sofort wieder schön gebraten auf dem Teller hervorholt. Solche witzigen Einfälle bilden einen starken Kontrast zum brutalen Mord an Nedda und Silvio. Alle beiden Opern aber hielt die musikalische Leitung von Leo McFall bestens zusammen. Denn die Meininger Hofkapelle spielte fein abgestuft und sängerdienlich, und war im „Gianni Schicchi“ ein unmerklicher Dialogpartner zu den Streitereien der böartigen Erben, illustrierte gut in der Testamentszene die Absichten der raffgierigen Verwandtschaft. Die Sänger standen dem nicht nach. Alle überragte auch von Statur und Spiel her der kraftvolle Stephanos Tsirakoglou als Schicchi; eine Wonne auch, wie er mit verstellter Stimme den verstorbenen Buoso nachäffte. Seine Tochter Lauretta, die in dem bekanntesten Stück der Oper, im Arioso „O mio babbino caro“ ihren Vater umschmeichelt, fand in der Sopranistin Elif Aytekin eine liebhei-

zende und schön singende Verkörperung. Die böse Clique der Donatis wurde angeführt von Tante Zita, Ute Dähne, als intrigante Geizige sehr überzeugend. Rinuccio, ihr Neffe, war dank des klangvollen, sicheren Tenors von Rodrigo Porras Garulo ein eher sympathischer Vertreter der Familie. Dagegen wirkten Gherardo, Stan Meus, und seine zickige Frau Nedda, Sonja Freitag, eher abschreckend. Das Oberhaupt der Erbschleicher, Simone, wurde von Ernst Garstener mit Würde und einem fülligen Baß verkörpert. Dessen etwas schwächlicher Sohn Marco, Marián Krrejčík, und seine elegante Frau La Ciesca, Camila Ribero-Souza mit angenehm runden Sopran, sowie Betto von Signa, als zittriger Alter von Mikko Järviuoto dargestellt, vervollständigten die sogenannte bessere Gesellschaft. Als der Arzt, Dimitar Sterev, und der Notar, Steffen Koellner, samt zwei etwas tapsigen Zeugen erscheinen, wird der dreiste Betrug vollzogen. Die Familie schweigt, und so siegt die Frechheit. In Leoncavallos „Bajazzo“ aber gibt es eigentlich nur Verlierer, musikalisch gesehen aber nicht.

Auch hier unterstrich die Meininger Hofkapelle effektiv die Handlung; schon mit den kurzen, knappen Orchesterschlägen zu Beginn entstand die passende Atmosphäre; fein lyrisch gelang die Begleitung im „Vogellied“ der Nedda, und das Intermezzo zwischen beiden Akten, einschmeichelnd begonnen, endete mit großem inneren Zug. Zwar eilte der Chor, einstudiert von Sierd Quarré, am Anfang des 2. Aktes dem Orchester etwas voraus, aber ansonsten imponierte er durch ausgewogenen Klang und feine Abstufungen, etwa im „Glockenchor“. Canio, den brennend eifersüchtigen Ehemann, stellte Xu Chang mit viel aufgestauten Affekten auf die Bühne. Sein weiter, manchmal etwas hell schneidender, höhenverliebter Tenor bewältigte alle Klippen seiner Partie bestens, doch bei der berühmtesten Nummer seiner Rolle, „Lache, Bajazzo“, fehlten ihm dann doch einige Facetten des Ausdrucks für unterschwellige Trauer und Leid. Sonja Freitag als seine Frau Nedda zeigte schon äußerlich an, daß sie nicht zu ihm paßt; ihr heller, in der Mitte nicht allzu farbenreicher Sopran meisterte die Höhen sicher; ab und zu hätte man sich noch mehr lyrische Qualität gewünscht. Marián Krejčík als ihr Geliebter Silvio verfügte über einen weichen, nicht allzu starken Bariton, und Stan Meus als Beppo fiel eher darstellerisch als sängerisch auf. Von Gestaltung und Ausdruck her aber überzeugte Dae Hee Shin als Tonio am meisten mit seinem angenehm timbrierten, sehr sicheren Bariton. Langer Jubel im voll besetzten Meininger Haus bei der Premiere. ♪



Lichtblick

Foto: Achim Schollenberger

Der Tod mag Wurst (gegrrrrrillt)

Eine kleine Phänomenologie der Imbißbuden - zwischen Fun-Food und Brunftarena

Von Wolf-Dietrich Weissbach



Beste Pizza am Bahnhof.

Foto: Weissbach

Natürlich wäre ich lieber Aufklärungsbesorger, Kinogänger oder Fünfsterneschwanz auf dem Chiemsee statt Fernfahrer mit gewissen Fotokenntnissen und gefürchteter Selbstkritiker. In puncto Geselligkeit nähme sich das fast nichts: Man säße vielleicht nicht so oft vereinsamt an einer Ökotopengrenze neben plattgewalztem Erdpech, aus dem sich an schludrigen Stellen das Schottergras quetscht, wie am Ufer des sagenhaften Flusses Sambatyon, der nur aus Felsgeröll und Sand besteht und den man allerhöchstens am Sabbat überqueren könnte, will man nicht von einem Vierzigtonner überrollt werden.

Andererseits entbehrte man beim Italiener um die Ecke der Attraktionen der Straße. Ich denke da an mythologische Wesen, wie sie selbst die

Schedel'sche Weltchronik nicht zu überbieten vermöchte: Oben Frau mit ansehnlich Busenfett in einer Brünne aus Nappaleder, unten das Gesäß einer Reichsunmittelbaren auf einem Roller mit 50 ccm-Zweitakt-Einspritz-Motor. Spätestens seit Henry Miller steigern Obszönitäten das Realitätsgefühl. Aber bleiben wir sachlich: Imbißbuden dienen nach landläufigem Verständnis der irdischen Atzung und zwar möglichst ohne time-lag.

Ein Budenbetreiber, der die Currywurst frisch zubereitet, hat seine Bestimmung verfehlt. Sie muß tagelang auf dem Rost liegen, muß triefen vor Fett in völlig ausgetrockneter Rinde und darf nur noch mit viel Ketchup und Curry-Granulat als Lebensmittel durchgehen. Ähnlich: Das Döner oder der. Meist steht es in der Ecke wie ein offenes Bein, von



Hier -in Bamberg- ist eh alles wurscht

Foto: Weissbach

dem die Grindel gekratzt werden. Richtig ißt man sie ohne Kraut, Tomaten und solchem Zeug. Nur mit Zwiebel und scharf. Für die Bestellung nutzt man die Gebärdensprache, die – so will es die Legende – vor Unzeiten, als die nahe Autobahn noch eine einzige Schande war, an der B 22 bei Dettelbach erfunden wurde. Deshalb ist die Karte in Ahmets, in warmen Regenbogenfarben (zumindest außen) gehaltenem Verschlag, sehr übersichtlich und klar strukturiert. Es bedarf allein eines energischen Deutens, einer „deiktischen“ Handlung, weil das Ordern von „geschmortem Rehschäufele mit geschwenkten Waldpilzen und fränkischem Kloß“ selbst einen vielarmigen Vishnu vor ernste Probleme stellte. Deutungsmäßig! Genaugenommen ist der Imbiß an der Straße jedoch ein Teilselbstmord; der Talkshowphi-

losoph Peter Sloterdijk würde einen „Todesappetit“ ausmachen. Symbolisch, natürlich! Coalrollers, also Schwachköpfe, die ihre Pick-up-trucks so umgebaut haben, daß sie möglichst viel Rußwolken zum Auspuff hinausjagen – ein neues Hobby in den USA, das belegt, daß Autofahren auch den Geist verschmutzt – wird es bei uns vorerst zwar nicht mehr geben, aber Zweifel, daß die Kohlendioxid-Emissionen selbst eines zivilisierten Verkehrs direkt unseren Wäldern, unserer Gesundheit, unserem Leben schaden, bestehen kaum.

Was mir einmal mehr meinen antiken Lieblingskönig, Erysichthon von Thessalien, in Erinnerung ruft. Besagter König hatte eine von Demeters heiligen Eichen gefällt und so die darin lebende Dryade getötet (Sie verstehen: Waldsterben!). Woraufhin die



Diese s Amüseum in Grombühl konnte nicht mehr gerettet werden.

Foto: Weissbach

Fruchtbarkeitsgöttin – wir müssen die Geschichte etwas zeitgemäßer ausdrücken – ihn mit einer unstillbaren Freßsucht (Fast Food, Adipositas – bis 2030 wird jeder zweite Deutsche fettleibig sein,) bestrafte; Erysichthon mußte fortan alles vertilgen, was ihm vorkam und verzehrte am Ende sich selbst. Wo anders – geraderaus gefragt – als auf dem Parkplatz einer Grilloase, gebratenen, mit Fett und Blut gefüllten Schweinedarm (vulgo: Bratwurst) in Händen, wird einem die eigene autophage Zukunft deutlicher vor Augen geführt? Na, schön: Eine etwas bemühte Symbolik, nur wie wollte man sonst dem existentiellen Dilemma von uns Spätmenschen auch nur halb böse gerecht werden? Selbst wenn man es nicht so transzendent nimmt, bleibt festzuhalten, daß der Verzehr von viel Wurst ohnehin die Lebenserwartung stark mindert. Der Tod mag Wurst; die Imbißbude an sich als mächtiger Wurstdistributor ist also keineswegs nur Ausdruck des Niedergangs

der europäischen Eßkultur, sondern ein fürwahr sehr vielschichtiges Phänomen. Wir können das nur anreißen (sagt man heute so): Auf dem flachen Land etwa ersetzte sie überall dort, wo die Gemeinde großkotzig ein Gewerbegebiet auswies, die traditionelle Dorfkeipe – zumindest ernährungstechnisch; den Alkoholikerbedarf deckt die Tanke. Sobald allerdings ein Supermarkt (da Bäcker, Metzger und Lebensmittelladen längst das Handtuch geschmissen haben) eröffnet wird, sind wiederum die Tage der Imbißbude gezählt. Da die wenigen Ketten (bis hin zu Baumärkten) den Rachen nicht vollkriegen und in ihren Niederlassungen gern auch ein Café, eine „Heiße Theke“ oder gleich ein freilich höchstens drittklassiges Restaurant eröffnen, nehmen sie den Imbißbuden die Kundschaft weg. Allein in den größeren Städten, in denen die Dichte von Imbißbuden eine Art Elendsindex darstellt, kann sich die Mikrogastronomie noch relativ sorgenfrei

halten, weil ihre proletaroiden Klientel ohnehin nicht einkaufen geht. Jedenfalls konnte dem aufmerksamen Beobachter in den letzten zehn, zwanzig Jahren nicht entgehen, daß Imbißbuden beispielsweise in den 90er Jahren beinahe zu verschwinden drohten – zumindest im Westen, während sie im Osten wie Pilze aus dem Boden schossen.

In den Nullerjahren aber tauchten sie allorts wieder auf, allerdings diversifiziert. Heute gibt es bei den Imbißbuden deutliche Klassenunterschiede. Es gibt die ontologisch steigerungsfähigen Buden, die sich von Woche zu Woche mehr Richtung Restaurant bewegen. Es gibt den Imbiß, um den ein ganzes Haus gebaut ist – Läden, in denen früher Uhrmacher oder Tabakhändler ihr mit der Vergänglichkeit verbrüdetes Unwesen trieben und die für Douglas oder irgendeine Beck-Kette zu klein sind; Döner macht schöner! Im weitesten Sinne gehören sie zu den dezidierten Ethno-Imbissen: Shushi, Tacos, Burger, Leberkäs, um die herum mitunter sogar regelrechte Brunftarenen entstehen. Und es gibt den notdürftig überdachten, geräderten Feldgrill. Ein Nachteil vieler dieser kulinarischen Amüsen ist das Fehlen jeglicher Möglichkeit, Überflüssiges gepflegt zu debardieren. Vermutlich werden des-

halb die traditionellen Imbißbuden bevorzugt von männlichen Raubtieren aufgesucht, denen ohnehin ein erbärmlicher Geschmacksinn nachgesagt wird und die speziell das typische Fleischaroma Umami – angeblich nichts als der Geschmack von Glutamat – gar nicht schmecken können. Was dann natürlich Auswirkungen auf das allgemeine Befinden nach der Nahrungsaufnahme haben könnte. Bleibt zu fragen, ob Imbißbuden neben einem mysterium tremendum nicht auch über ein mysterium fascinatum verfügen. Das ist der Punkt.

Imbißbuden sind tatsächlich in vieler Hinsicht echte Attraktionen. Sie sind originell, entziehen sich der allgemeinen Nivellierung aller Unterschiede, sind kleine Farbkleckse, sind individuell gestaltet, liebevoll geführt, sind oft regelrechte Authentizitätsreservate, fernab aller modernen Fungibilität, die die Zentren beinahe aller Städte ununterscheidbar macht. Es bleibt gar keine andere Möglichkeit als über Imbißbuden nach allen Regeln der Kunst her-zuziehen, um der sogenannten Mainstream-Falle Vorschub zu leisten: Man verrät ein Geheimtip, wo man genießt, seine Ruhe hat ... und plötzlich gehen alle da hin. Das mögen die Lichtalben (das sind die Götter der Fotografen) verhüten. ¶

<http://www.br.de/mediathek/video/sendungen/frankenschau-aktuell/imbiß-fotoserie-weissbach-100.html> Foto: Tobias Grein



Das TV-Team des Bayerischen Rundfunks, das meine Leidenschaft für Imbißbuden dokumentierte – von links: Tontechniker Bernhard Riegel, Redakteurin Julia Kuhles und Kamerafrau Angela Witt – und mich (r) zum Verzehr eines Döners, sozusagen aus dramaturgischen Gründen, nötigte.

Short Cuts & Kulturnotizen

Wer zufälligerweise den Sommer über mal in Südfrankreich ist, macht am besten einen kleinen Stop in Chateau d'Alba La Romaine/Ardèche. Das ist nach den Worten von Jürgen Hochmuth „ein schöner Ort und ein schönes Schloß“. Außerdem gibt's da derzeit eine „schöne Ausstellung“, so der Künstler weiter. Der Rimpärer ist nämlich einer von insgesamt acht fränkischen Künstlern, die hier unter dem Motto **„Donner à voir“** (das heißt wörtlich „gegeben, um zu sehen“) neue Arbeiten zeigen.

Es ist – nach 2012 – die zweite Ausstellung, die die „Galerie im Saal“ aus Eschenau in Chateau d'Alba La Romaine auf die Beine gestellt hat. Neben Hochmuth sind noch mit von der Partie Ernst J. Herlet (Schweinfurt), Herbert Holzheimer (Langenleiten/Rhön), Gerd Kanz (Untermerzbach), Gerhard Nerowski (Königsberg i. Bayern), Barbara Schaper-Oeser (Würzburg), Werner Tögel (Nürnberg) und Gabi Weinkauff (Güntersleben). Öffnungszeiten Mo-So 11-18 Uhr. Bis 21. September. Infos im Internet unter <http://www.chateaudalba.com/dav.html> [kup]

Technische und musikalische Klasse bewies die Mädchenkantorei A am Würzburger Dom unter Domkantor Alexander Rüth jüngst bei **Arvo Pärts „Peace upon you, Jerusalem“**. Die Sängerinnen meisterten die Klangbänder und Rhythmen dieses Chorstücks bei einer neuen Veranstaltungsart im Dom, der hier mit rund 450 Besuchern recht voll war. Musik, bildende Kunst und Dichtung gingen bei „Eingegossen“ – so der Titel dieser Konzertelesung mit Bild-Elementen – eine spannende Verbindung ein. Optischer Aufhänger waren Zeichnungen (vor allem von Monika Bartholomé) aus dem neuen „Gotteslob“, die großformatig auf die Leinwand projiziert wurden. Inhaltlich ging es bei diesen von Weihbischof Ulrich Boom initiierten „WortKlang-Bildern“ zur Kiliani-Oktav um die Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe.

Die Würzburger Domsingknaben unter der Leitung von Domkapellmeister Christian Schmid mußten insbesondere im „Lobe den Herren meine Seele“ von Heinrich Schütz von 1619 zu überzeugen. Beim gemeinsamen Singen gelang Mädchen und Jungen vor allem das „Verleih uns Frieden gnädiglich“ des Briten John Barnard (geboren 1948) sehr expressiv und sauber. Das Rochester Trombone Quartett sorgte für klar strukturierte, kräftige Klanggebilde. Insbesondere bei den Akkord-Ballungen von Zsolt Gardonyis „Phantasie über ein ungarisches Danklied“, an der

der famose Domorganist Stefan Schmidt mitspielte, brillierten die Instrumentalisten. Dr. Rainer Dvorak, Direktor der katholischen Akademie Domschule, sorgte mit Gedanken-Lyrik für adäquate poetische Abrundung. [kup]

Beim zehnten bundesweiten Wettbewerb der Bildungsinitiative **„Kinder zum Olymp“** der Kulturstiftung der Länder hat das Matthias-Grünewald-Gymnasium gemeinsam mit der Museumspädagogik im Kulturspeicher einen der mit 1000 Euro dotierten Preise gewonnen. Der Wettbewerb wird seit 2004 von der Kulturstiftung der Länder jährlich in Zusammenarbeit mit der Deutsche Bank Stiftung unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten veranstaltet.

675 Projekte – bei denen insgesamt 31 500 Schüler beteiligt waren – bewarben sich in diesem Jahr um die begehrten Auszeichnungen. Von den Fachjürs wurden 28 Projekte in 8 Sparten gekürt.

Das Projekt „Ein klingendes Bilderbuch“ gewann den 1. Preis in der Sparte Literatur der Klassen 10 – 13. Unter der Leitung von Studienrätin Barbara Groß und Museumspädagogin Christiane Rolfs entwarfen 14 Oberstufenschülerinnen und -schüler einen besonderen Museumsführer. Sie stellen darin nicht nur ihre Lieblingsobjekte mit Abbildungen und kurzen Infotexten zu den Künstlern vor, sondern haben selber Hörspiele zu „ihren“ Bildern aufgenommen.

Das Bilderbuch kann an der Museumskasse erworben werden. Zu dem Buch wurde ein Familienkoffer entwickelt, mit dem die Städtische Sammlung kreativ entdeckt werden kann. Als Kinderführung zur Städtischen Sammlung wurden die Geschichten auf den Multimediaguide des Museums im Kulturspeicher aufgespielt und durch die von Eberhard Schellenberger eingesprochenen Infotexte zu den jeweiligen Künstlern ergänzt. Familienkoffer und Multimediaguide können an der Kasse des Museums ausgeliehen werden.

Am 19. September 2015 nehmen Schülerinnen des P-Seminars des Matthias-Grünewald-Gymnasiums im Kammermusiksaal der Berliner Philharmonie in Anwesenheit von Bundespräsident Joachim Gauck den Preis entgegen. [pt]

Anzeige



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg

Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen

65-110, Cup A-I



HEXEN WAHN

in Franken



27. Juli - 2. November 2014

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr, Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-625, Fax 09323/5022